

je, 1/210
 ogeffion
 Beerding
 Karbon
 1/4 Uhr
 listere
 um Geb
 s Herrn
 nsetzung
 Auster
 lebertra
 are. Me
 Herheilig
 des Lein
 die Ba
 Nach
 d Berechn
 messe. 2
 n am Ge
 ffe bew
 des Z
 inden.
 , der D
 f feierl
 tag Br
 n
 chfr.
 hnun
 rande
 use Gr
 n am
 rche
 n.
 April:
 der R
 er kirch
 rpersch
 der M
 ung m
 swert
 von
 esher



Illustriertes Sonntags-Blatt

1917. • Nr. 13

Beilage zum

Rheingauer Bote.

Verlag von Anton Meier in Radesheim a. Rh.

Aus Tränenjaat

Novelle von Gertrud Krampe.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Schon viele hatte ich erquidt und bewirtet und sah mich
 eben nach neuen Pfleglingen um, da rief mich eine
 junge Dame, eine Deutsch-Schweizerin, an und bat
 mich, doch mit ihr zu kommen. In einem der letzten
 Wägen saß ein deutscher Soldat. Er schien sehr elend
 zu sein, verweigerte aber eigenfönnig jede Stärkung und Erfri-
 schung. Vielleicht könnte ich ihm gut zureden. Ich ging natürlich
 mit und — ja, Sie haben es schon erraten, Frau Her-
 mine — es war Ihr Gatte. Ich kannte ihn gleich, als ich ins
 Gefängnis kam, obgleich er traurig verändert war.

„Sie irren sich“, entgegnete er da plötzlich. „Mein Name ist
 Döbler — Ernst Döbler. In meinen Ausweispapieren können Sie
 es lesen.“

„Nun wußte ich wirklich einen Augenblick nicht, bin ich oder
 ist er nörzlich? Aber ich war meiner Sache doch zu sicher.“

„Herr Döbler“, erwiderte ich ruhig, „Sie täuschen mich nicht.
 So wahr ich Schwester Ingeborg bin und Ihre Frau Gemahlin
 in schwerer Krankheit gepflegt habe, sind Sie der Bildhauer
 Ernst Joachim Döbler.“

„Wenn Sie das so genau wissen, warum quälen Sie mich
 dann erst“, fragte er darauf.

Ich widersprach ihm nicht weiter, ich sah ja, der Armste siebete.
 Ich redete ihm gütlich zu, ein paar Schluck Eiskaffee zu nehmen,
 und bewog ihn sogar dann, mit mir auszustiegen.



Unser täglich Brot. Im Saalraum der Versuchsanstalt für Getreideverarbeitung zu Berlin. Berliner Ill.-Ges. m. b. H.

„Herr Döbler!“ ruf ich ihn leise an, um ihn nicht zu sehr zu
 erschrecken. Er zuckt zusammen, wendet sich aber gleich wieder ab.
 „Gut grüße Sie in der Heimat! Herr Döbler“, sage ich nun
 einmal lauter.

„Und er — Joachim — ach, Schwester — er konnte gehen?
 Ohne Krücken . . .?“

Frau Hermine umflammerte Schwester Ingeborgs Schulter.
 Ihr ganzer Körper bebte. „Ja, Liebste, gehen kann er.“

er
 st.

„Aber? ...“
„Aber unsicher. Sie haben ihm beide Arme abgenommen, weil geräuschlose französische Ärzte seine Wunden vernachlässigt haben.“

Schwester Ingeborg hörte den Schmerz der jungen Frau nicht durch Trostworte. Sie ließ sie sich an ihrer Schulter ausweinen. Nur, wenn die Zudungen den zarten Frauenkörper zu heftig erschütterten, strich sie der Schluchzenden sanft begütigend über Kopf und Rücken. Sie ahnte, aus diesen Tränen würde zwei Menschen ein neues Leben entstehen. — Jene heilige Frauenliebe, die nur im Helfen und Dienen ihr Glück fand, ward stets erst aus Leid und Schmerzen geboren. — In tiefermitleidlichem Mitempfinden zog Schwester Ingeborg die junge Frau an ihr Herz.

„Sie werden stumm sein, liebste Frau Hermine, nicht wahr?“
„Ja, sie leise, als draußen ein Wagen herantollte. „Vergessen Sie nicht, auch wenn Ihnen manches an Ihrem Gatten wunderbar und fremd erscheint — seine Seele ist wund.“

Frau Hermine vermochte noch nicht zu sprechen, aber ihr Händebund war Antwort und Versprechen zugleich.

Schwester Ingeborg eilte hinaus, den Ankommenden beim Aussteigen zu unterstützen, und Frau Hermine folgte ihr langsam nach. Aber nur bis zum Türschwamben kam sie, da blieb sie stehen und lehnte sich launelnd gegen den Holzpfeiler. Sie hörte des Heimkehrenden Stimme. Ein Klang war darin, der griff ihr ans Herz. Eine tolle Angst überkam sie plötzlich, die Furcht, vor dem Anblick, der ihrer wartete und da floh sie, halb besinnungslos, ins Zimmer zurück und in ihr Schlafzimmer hinüber. Den Kiesel ließ sie von innen vor, dann sank Hermine Döhler, von ihrem Angestück überwältigt, ohnmächtig zu Boden.

Nur darauf rüttelte Schwester Ingeborg an der verschlossenen Tür. — Sie hatte bei ihrem Wiedereintritt sofort die Sachlage übersehen, sich jedoch bemüht, ihre Bestürzung nicht merken zu lassen, um dem Heimkehrenden, dessen Stimm sich ohnehin schon umwölkt, das Befremdende seines Empfanges nicht noch fühlbarer zu machen. Nun sah Ernst Joachim Döhler wohlgeborgen drüben in seinem Zimmer, und sie war hinausgeschlüpft, Frau Hermine zu suchen.

Erst nach wiederholtem Anklopfen erhielt sie Antwort und gleich danach wurde auch der Kiesel zurückgeschoben. Als sie dann in das verstörte, todblaße Gesicht sah, brachte sie keinen Vorwurf über die Lippen. Sie streckte nur ihre Hand aus und ergriff Frau Hermine's Rechte mit festem Druck.

„Kommen Sie zum, Liebste! Sie werden Ihren Mann doch nicht länger warten lassen wollen. Das müßte ihm ja weh tun“, sagte sie mit ruhiger Selbstverständlichkeit.

Unter dem Zwang der sanften Stimme schien Hermine sich endlich wieder zu finden. Sie reckte sich auf und strich sich die verwirrten Haare mit ein paar raschen Griffen zurecht.

„Ja, ich komme, liebe Schwester! — Ich bin eben sehr, sehr feige gewesen, nicht wahr?“

Mit einem kleinen, zarten Lächeln um die Mundwinkel nickte sie Schwester Ingeborg zu und ging dann festen, schnellen Schrittes hinüber nach ihres Mannes Zimmer.

Schwester Ingeborg schloß leise hinter ihr die Tür. — Ein paar Minuten später sah sie im Wagen und fuhr nach der Stadt zurück. Vor dem Augusta-Hospital, das jetzt zum Militär-Lazarett umgewandelt war, ließ sie halten. Sie wollte Maria Barlen noch einmal sprechen, ehe sie wieder zu ihren Pflichten zurückkehrte. Doch mit dem Nachtzug mußte sie die Heimat ja wieder verlassen. Maria Barlen kam zufällig über den Treppensflur, als Schwester Ingeborg die Steinstufen emporstieg. Sie blieb mit einem erwartenden Ausruf stehen und erwartete sie.

„Wie lieb von Ihnen, Schwester Ingeborg, daß Sie Ihr Versprechen wahr machen“, begrüßte sie sie. „Ich war ja auch die ganze Zeit über von Unruhe geplagt. Immer mußte ich an Frau Döhler denken und dies traurige Wiedersehen. Wie hat es denn aufgenommen, Schwester?“

Maria öffnete die Tür zu ihrem Stübchen, das dicht am Treppensflur lag und ließ die Ältere eintreten.

Der Raum war nur klein und ohne auffälligen Pörsatz, aber durch die peinliche Eigenheit wirkte er doch wohlwiegend. Eine mottblaue Hyazinthe stand auf der Kommode am Fenster und erfüllte die Luft mit seinem Wohlgeruch.

Schwester Ingeborgs Blicke schweiften prüfend über die einzelnen Gegenstände und plöblich lächelte sie.

„Sie haben scheint's hier manches heimlich eingeschmuggelt, was nicht in ein Schwesterstübchen unbedingt hineingehört, Sie kleine Lebenskünstlerin.“

Maria wurde rot.

„Nur ein paar gefälliger Möbelstücke habe ich mir angeschafft, Schwester Ingeborg. Die steifen, unschönen Dinger verletzten mein Auge. Ich fühlte mich nie zu Hause darin“, entschuldigte sie sich.

„Es sollte ja auch kein Tadel sein, Maria“, beruhigte die andere freundlich. „Im Gegenteil. Ich freue mich immer, wenn ein

Mensch auch unter fremden Einflüssen seine Eigenart bewahrt. Es zeugt von innerer Festigkeit und Stärke.“

Maria neigte sich und küßte dankbar Schwester Ingeborgs Hand. Dann schob sie einen Korbsessel heran und lud sie sich niederzusetzen ein. Sie hatte jetzt gerade freie Zeit.

„Ein Viertelstündchen gern, liebe Maria! Ich will dann verschiedene Besuche in der Stadt machen. Aber ich bin ja vorhin die Antwort auf Ihre Frage schuldig geblieben.“

„Ja — also?“

„Frau Hermine ist leider nicht ganz so tapfer gewesen, als es im Hinblick auf den bedauernswerten Mann wohl gewesen hätte“, bekannte Schwester Ingeborg zögernd. „Jedoch wenigstens die Hoffnung mit fortgenommen, daß mit der Zeit noch alles gut werden wird.“

„Gut? Ach, Schwester, möchten Sie recht haben! Heute ja fast das Blut erstarrt, als ich Herrn Döhler aus dem Grabe gestiegen erschien er mir. Die Hände ich heimlich in den Taschen geballt gegen die Betrübten, der Zerkürungsweil an dem einst so blühenden Mann wollte. Sie verdienen den Namen Mensch gar nicht mehr.“

„Maria!“ mahnte Schwester Ingeborg sanft.

„Ach ja, ich weiß, Schwester! Ich sollte nicht so jähren. Aber ich bin noch nicht so abgeklärt und ruhig wie Sie. Die Seelengüte erstreckt sich gleichmäßig auf Freund und Feind. Das kann ich nicht. Mein ganzes Gefühl empört sich gegen die Nation, die es ruhig zuläßt, daß an unseren tapferen Soldaten solche Martern verübt werden. — Und wenn ich schon so wie müssen dann die erst empfinden, die es unmittelbar bei der Jit solch Jammer auszubedenken, wie er jetzt bei Döhlers eingetrit ist? Was soll der arme Mann nun beginnen?“

„Es gibt kein Leid auf Erden, Maria, und sei es das, was das nicht einen Segen für uns in sich schließt. Wir selbst werden das meist erst später, wenn die Leidenszeit längst hinter uns liegt. War Ihr Leid nicht auch grenzenlos, als Ihr Verant gefallen? Sagten Sie nicht zu mir — „wie werde ich wieder gesunden, —?“

„Aber ich fand Arbeit, Schwester Ingeborg! Und der bleibt Herrn Döhler eben versagt. Weder in seiner Krankheit noch sonstwie kann er sich jemals betätigen. Das ist doppelter Schmerz, der verwunden werden muß. Außerdem — ich erfahre kürzlich erst bei Bekannten — die Vermögenslage soll dort nicht so glänzend sein, wie man immer angenommen.“

„Stadtkassier, Maria“, mißbilligte Schwester Ingeborg. „wann geben Sie etwas darauf?“

Maria zuckte die Achseln.

„Sonst nicht das geringste, Schwester. Nur, ich wurde früh an das Gehörte wieder erinnert. Und zwar durch Rittmeister Hertel. Sie wissen ja, er hat stets regen Anteil an Herrn Döhlers Geschick genommen, besonders, seit er Frau Hermine bei dem Besuch damals hier im Lazarett kennen gelernt hatte. Er erwidert sich auch jetzt noch oft nach ihr und war sichtlich freudig, als er von der bevorstehenden Wiederkunft des Vermissten erfuhr. Er meinte dann jedoch, mit auffallendem Ernst — hoffentlich sei die Verwundung nicht derart, daß sie den Künstler im Schilde behindere, denn das wäre nicht allein für die Kunst ein Verlust, es könnte sich in diesem Fall zum Unglück noch die Not gesellen.“

„Das ist wohl nur als ganz allgemeine Redensart auszusprechen, liebe Maria. In Joachim Döhlers Werken steckt ja alles Vermögen.“

„Gewiß. Aber erst müßten doch Käufer kommen, um es zu machen, und das wird nicht so einfach sein in dieser Zeit.“
„Ich mir. Ueberdies sprach Rittmeister Hertel von bedauerlichen Schulden. Ein famoser Kerl! sei Joachim Döhler in der schafftsleben ja gewesen, aber das Geld hätte ihm manchem zu lose in der Tasche gelegen. Ich habe ja nicht weiter und ihm auch noch gar nicht zu erzählen gewagt, wie elend Döhler heimgesucht ist. Möglicherweise hätte es ihn auf Er sieberte heute nacht mal wieder.“

„Will es denn immer noch nicht werden mit seinem Leiden, nein. Der Oberstabsarzt meinte vorhin sogar, Rittmeister Hertel würde wohl noch einmal operiert werden.“
„Bis zum Anie wird er das Bein jedenfalls verlieren.“

Schwester Ingeborg erhob sich bestürzt.

„Das tut mir ja aufrichtig leid! Da muß ich doch schon einen Augenblick hinübergehen und ihn begrüßen. — Sie nachher noch einmal, Maria?“

„Ja, Schwester Ingeborg, ich erwarte Sie am Freitag. Ich habe auch noch einige Gänge zu besorgen.“

Rittmeister Hertel konnte man die Freude vom Gesicht ablesen, als seine einstige Pflegerin sich zu ihm setzte.

„Haben Sie mich also wirklich noch nicht vergessen, Schwester Ingeborg?“

...einen lebenswichtigen, geduldigen Pflingling vergißt
ja leicht nicht, Herr Rittmeister."

"Sehen Sie mal an," lachte Hertel, "was Sie mir da für nette
Schatten andichten, Schwester. Lebenswichtigkeit — Geduld
müssen mir dann zum da draußen im Regen ange-
sein, denn bis dahin galt ich — wenigstens bei den Damen
einen recht ungenießbaren alten Junggesellen."

"Ich freue mich, daß Sie sich Ihren Humor noch bewahrt
Herr Rittmeister."
Sie geben also indirekt zu, daß man ihn verlieren könnte,
seiner langweiligen Geschichte — ich meine, dem Stillliegen
Schwester Ingeborg? Na, so leicht gehe ich mich ja nun
selbst auf. Ich hoffe, auch mit 'nem Stiefel läßt es sich
ganz vergnüglich durchs Leben humpeln. Es gibt verzwei-
felle. Abgesehen, was ist das denn —" Rittmeister Hertel
sah plötzlich auf und sah Schwester Ingeborg forschend an.
"Und doch aus Konstanz gekommen? Etwa gar mit Joachim
zusammen?"

"Ja, Herr Rittmeister."

"Ich sehe es Ihnen an, Schwester — das ist keine frohe Heim-
gewesen. Wo fehlt's denn dem armen Kerl?"
Schwester Ingeborg machte eine bezeichnende Handbewegung.
"Sie? Die Arme? Beide? Himmelskammer noch mal!
Schwester, aber das geht selbst einem abgehärteten
Schwaben wie mir auf die Nerven. Ein armloser Künstler
— da ist ja richtig das Elend vollkommen."

"Herr Rittmeister Hertel lehnte sich kopfschüttelnd in seine Kissen zurück.
"Ich finde es grausam, Schwester Ingeborg, grausam vom
Herzen, wenn es einem Menschen alles nimmt. Ich zum Beispiel
schlammte schließlich auch auf zwei Krüden noch ganz gut durch
Fabrik stellen. Abgesehen von der kleinen Unbequemlichkeit,
die man sich sicher bald gewöhnt, erleide ich keinerlei Einbuße
hinterher. Das Feld meiner gewohnten Tätigkeit wird nicht be-
rührt und nicht berührt davon. Ich habe Kopf und Hände,
denken, leiten, anordnen, ja selbst zugreifen, wenn's nottut —
wenn ich mich beklagen wollte, müßte ich mich ja schämen
verdiente nicht mehr das feldgraue Ehrenkleid zu tragen.
Ich bin noch ein Mann wie Joachim Döhler. Sein Lebensnerv
schlief. Sein stolzer Künstlertraum ausgeräumt. Alles,
was noch in ihm schlummert, gärt und nach Gestaltung ringt,
kann er nun kein Leben mehr geben. Wo findet er da
—? — Und dann die Frau! Die arme, kleine Frau, das zarte
Geschöpf! Die soll nun den Kampf mit Sorge und Not, neben
an andern, allein auf sich nehmen? Schwester Ingeborg,
die beiden Leutchen den Kopf oben behalten, dann ist das
einiges Helldunkel, als wenn wir draußen einem dreitägigen
Herrn Rittmeister standhalten."

"Sie in der Heimat wollen nicht streiten um den Vorrang,
Herr Rittmeister", erwiderte Schwester Ingeborg ernst. "Es ist
auch hier, in der Verschwiegenheit des Alltags, verbirgt
sich jenes Helldunkel, aber doch ist die Saat dazu erst oft
gesät worden, im todbringenden Feindesfeuer."
— Tränenjaat — Schwester."

"Tränenjaat. Aber muß nicht, was aus ihr emporwächst,
unveräußerliches Gut werden für uns, unsere Kinder
und Enkelkinder?"
"Ich hoffe's, Schwester! — Aber nicht wahr, wenn wir
uns nicht helfen, wie wir im Falle Döhler ein wenig Vorsehung
dürfen wir nicht gleichgültig an ihnen vorüberstreiten.
Sollen Sie mich doch selbst gelehrt, Sie liebe, kluge, barm-
herzige Schwester."

"Sollen Sie mich alte Frau noch erröten machen, Herr Ritt-
meister?"

"Sie steht Ihnen aber vorzüglich, Schwester Ingeborg", schmun-
zelte der Rittmeister. "Also warum nicht? Wir erscheinen Sie
noch nicht zu alt dazu."

"Sie werden mich noch einen Zug früher aus der Heimat
sehen, Herr Rittmeister."

"Ach! Liebe Schwester Ingeborg, Sie sollen mir ja noch
helfen, wie wir im Falle Döhler ein wenig Vorsehung
dürfen wir nicht gleichgültig an ihnen vorüberstreiten."

"Schwester Ingeborg von ihrem Besuch zurückkam, waren
ihre Augen tränenfeucht, aber ihr Mund lächelte, als hätte
sie Geheimnis zu hüten."

"Maria, die schon voll Ungeduld gewartet hatte, sah sie fra-
gen. "Nun, was sagte Rittmeister Hertel?"

"Er hat dieselbe Hoffnung wie ich, Maria, es wird sich noch
zum besten wenden."

"Schwester Ingeborgs tröstliche Zuversicht schien sich fürs erste
nicht erfüllen zu wollen."

"Frau Hermine hatte wohl die erste Erschütterung überwin-
nen, aber der Jammer, den sie nun täglich vor Augen sah und

ihre mit Messerscharfe stets von neuem ins Herz schnitt, der Blick
ja doch immer der gleiche."

Jedemal, wieder wenn Hermine's Blick auf ihren Mann fiel
und sie ihn so gebeugt im Lehnstuhl sitzen sah, hilflos wie ein
Kind, mit den graublauen, durchfurchten Zügen, dem stumpfen
Blick, dann erschien es ihr ganz unbegreiflich, daß dies Ernst
Joachim sei. — In ihrem Herzen war seit ihrem Wiedersehen
kein Raum mehr für Vergangenes, nur heißes Mitleiden noch
und heiliges Erbarmen mit dem gebrochenen Mann, der nicht
nur äußerlich, sondern auch im Wesen, das ganze Widerspiel
seines früheren Selbst geworden."

So lebensprägend und gesellig Ernst Joachim einst gewesen,
so stumpf-gleichgültig und menschenscheu war er jetzt. Besuche
zu empfangen, selbst seine besten Freunde von früher, weigerte
er sich so heftig wie entschieden."

"Ich danke für Menschenmitleid und -mitleid", grinste er.
"Ich habe unterwegs genug davon zu kosten bekommen. Es ist
aber nicht angenehm, wenn man fühlt, daß man wie eine Ge-
spensterscheinung auf seine Mitmenschen wirkt."

Als dann, durch die ständige Abweisung gekränkt, niemand
mehr herauskam, seine Teilnahme zu bezeugen, fand er bittere,
verächtliche Worte für seine einstigen Freunde."

"Nichts verüßeln einem die kleinen Krämerseelen mehr, als
wenn man ihr Mitleid nicht gebrauchen kann, da siehst du es doch
wieder", höhnte er."

"Es sind manche drei-, viermal den weiten Weg herausgepu-
gert gekommen, beinetwegen, Ernst Joachim — und umsonst.
Ob da denen nicht doch am Ende unrecht tust?" hatte sie ihn
sanft mahnend gefragt."

"Ja so, da habe ich dich nun wohl um manch angenehme
Unterhaltung gebracht, Hermine? Das habe ich nicht bedacht.
Es war ja von jeher mein Pech, stets das zu treffen, was die
Mißbehagen schaffte."

Da hatte sie ihn zum erstenmal gebeten und alle Innigkeit
in ihren Ton gelegt."

"Joachim, laß Vergangenes begraben sein! Zu ernst hat uns
das Leben mitgespielt, als daß wir um kleinlicher Dinge willen
neuen Groll zwischen uns aufhäufen. Ich will dir deine Last tragen
helfen, dein Los erträglicher machen wie und wo ich nur kann."

Ein Blick, aus Überraschung, Mißtrauen und Weichheit ge-
mischt, traf sie da wohl sekundenlang, ein Zucken lief über die
leidgezeichneten Züge, aber dann wurden die Augen wieder
ganzlos und der Mund verzog sich häßlich."

"Es ist jetzt leicht für dich, feurige Kohlen auf mein Haupt
zu sammeln, Hermine. Glaube jedoch nicht, daß ich den Blick für
echt und unecht verloren habe. Mich täuschst du mit deiner —
barmherzigen Liebe nicht. Dahinter lauert die Rache und der oha-
mögliche Haß des Weibes, das an einen — Krüppel gebunden ist."

Sie hatte sich die Lippen blutig gebissen, um das glühende
Weh zu bezwingen, das in einem Aufschrei gewaltsam hervor-
brechen wollte. Seine Seele war so wund . . . sie mußte ihn
schonen. — Das hielt sie sich immer wieder vor, wenn sie dachte,
wie widerwärtig und mit welcher stiller Verbissenheit er all ihre
Hilfsleistungen duldet, wenn er sie geizig schalt, weil sie des
Privatpfliegers nach einigen Wochen wieder entlassen."

"So arm sind wir doch nicht," murkte er tagtäglich, "daß ich
mir nicht einmal meine Bequemlichkeiten leisten kann, aber da
wollst Schätze anhäufen."

Frau Hermine hatte bald bitter aufgelacht. Schätze anhäu-
fen! Und sie mußte kaum noch, wo sie das Geld für die nötigsten
Bedürfnisse des Lebens hernehmen sollte. Die denkbar größten
Einschränkungen legte sie sich auf, um bei der ständig wachsenden
Teuerung, allen Anforderungen gerecht zu werden. Selbst das
kleine Lagnädchen hatte sie schon entlassen und neben der Was-
chung und Pflege ihres Mannes auch noch deren Arbeit mit über-
nommen. Aber was half das alles? Das graue Gespenst rückte
näher und näher und sah ihr grinsend ins Gesicht. Und niemand
war da, der ihm wehrte — niemand, der es vertrieb."

Von der stillen Tragödie, die sich im Hause des einst so be-
liebten Künstlers langsam vorbereitete und abspielte, ahnten die
wenigsten etwas. Das Leben rollte zu schnell in dieser an Auf-
regungen so reichen Zeit. Eine Spannung löste die andere ab,
ein Ereignis auf dem großen Weltkriegstheater verdrängte das
vorangegangene. Überall klopfte der Schmerz an die Türen."

Es war auch in Dornberg kaum ein Haus, wo nicht Trauer
um einen Gefallenen, Verwundeten oder Vermissten herrschte. —
Wer Frau Hermine Döhler begegnete, wenn sie eiligen Schrittes
ihren Besorgungen nachging, empfing einen freundlichen Gruß
von ihr und in ihren ruhigen, blauen Zügen war nichts von dem
zu bemerken, was sie innerlich bewegte."

"Man muß Frau Hermine bewundern", schrieb Maria Parke
in einem Brief an Schwester Ingeborg. "Wer hätte geahnt, daß



Herr-ungarischer Telephonist auf weit vorgeschobenem Posten an der Serethfront.

in dieser schwachen, zarten Frau eine solche Willensstärke wohnt. Sie klagt weder, noch zeigt sie Verdrossenheit, obgleich ihr Leben jetzt überreich in ersten Pflichten, an Arbeit und Sorgen ist.

Neulich wurden einige Werke von Herrn Döhler öffentlich versteigert. Ein Berliner Kunsthändler erstand sie zu wahren Schleuderpreisen. Rittmeister Hertel war außer sich darüber und machte mir Vorwürfe, daß ich ihn nicht rechtzeitig davon in Kenntnis gesetzt. Es war aber kurz nach seiner zweiten Operation gewesen. Um ihn nicht zu beunruhigen, hatte ich es ihm verschwiegen. Nun ist er ja jedenfalls bald so weit, daß er auf seinem Ersatzfuß die ersten Gehversuche wird machen können. Dann will er zu allererst Döhlers einmal besuchen. Vor ihm wird sich Ernst Joachim wohl nicht vertriehen dürfen. Waldemar Hertel ist ein Mann, der sich schon Einlaß zu verschaffen weiß. Er versteht es auch nicht, wie sich jemand so in finstere Grübeleien verstricken kann, wie das Herr Döhler tut. Er sieht weder ob es schneit oder regnet, oder die Sonne scheint, erfreut sich nicht am Frühling, am ersten Blattgrün, noch am Vogelgesang. Er brütet nur stur vor sich hin und plagt seine arme Frau mehr wie recht ist. Hermine Döhler ist ein Engel an Geduld. Aber ihr Mann ist blind und taub gegen ihre Vorzüge, wenigstens stellt er sich so.



Großadmiral Hans Z., der Chef der Österreich-ungarischen Flotte.

und zu erheitern suchte, so wenig er ihr auch darin entgegenkam. In Reuegefühl und im Hader mit sich selbst und seinem Schicksal verstrichen ihm die Tage und die vielen schlaflosen Nächte.

Ernst Joachim wußte, auch Hermine schlief nicht viel jetzt. Sie wälzte sich genau so ruhelos wie er in den Kissen und oft hörte er sie leise und verzweifelt vor sich hinweinen. Dann schlug



Ja, Erzelenz von Claparède, der große Schweizer Gehandte in Berlin, trat von seinem Posten zurück.

Ernst Joachim stellte sich nur so. Er hatte im stillen auch längst erkannt, welchen Schatz er an dieser Frau besaß und immer besessen hatte. Nur die Scham verschloß ihm den Mund, es offen einzugestehen. So manche Rücksichtslosigkeit, ja so manche Lieblosigkeit fiel ihm jetzt wieder ein und beschwerte sein Gewissen, wenn er Hermine's sorgliche Güte fühlte. Das Unverdiente bedrückte ihn. Peinvoll war es ihm, zu beobachten, wie sie in unermüdlicher Geduld bestrebt war, ihn seine Hilflosigkeit vergessen zu machen, wie sie ihn stets von neuem abzulenken, zu zerstreuen

ihm wohl das Herz bis zum Halse und es drängte ihn, dieses liebes Wort zu geben, ihr seine gemarterte Seele zu erschließen, aber immer wieder presste er die Zähne fest aufeinander, weinte jedoch nicht um ihn! Wie kann man um einen Mann grämen, der einem das Leben stets nur verbittert hat? Die Pflichttreue ließ Hermine bei ihm ausharren. Ein edles, gesinntes Weib trauet eben auch den bittersten Leidensfeldern aus, wenn es die Pflicht erheißt. — — Solch eine schlummerlose Nacht lag auch heute einmal wieder hinter sich.

Nun saßen sie einander gegenüber, abgespannt und müde der Leidende — Hermine mit einer Näharbeit beschäftigt — und freundlich wie immer. Sie hatte die Fenster nach dem Garten weit geöffnet, damit Ernst Joachim die Wohlthat der warmen Frühlingsluft empfinden sollte. Der Winter hatte ja doch nun endgültig das Feld geräumt und nach langen Regentagen entschädigte die Sonne die Menschen für die endlose Winterhast.

„Wenn du heute vielleicht mal versuchen würdest, ein wenig im Freien spazieren zu gehen, Ernst Joachim. Nur zwischen den Gärten ein paarmal auf und ab“, ermunterte Frau Hermine den Trübsinnigen.

„Soll ich diejenen Gassen ein Schauspiel bieten, Hermine?“

„Wenn du den Militärmantel ummindest, begütigte sie.

„Aber man würde mich festhalten und nach neuen Erlebnissen ausfragen“, beharrte er eigen.

„Nein, ich mag nicht.“

Hermine legte ihre Arbeit einen Augenblick nieder und beugte sich mit einem liebevoll blickenden Blick näher zu ihrem Mann.

„Ich verstehe ja, lieber Joachim, daß du deiner Leidenszeit zu Fremden noch nicht zu magst, aber mir, deiner Frau, könntest du doch und wieder etwas davon erzählen. Ich weiß

Gouverneur Ebermaier. (Mit



noch nichts weiter, als daß du bei jenem Nahkampfe durch mehrere Bajonettstiche verwundet, gefangen und nach einer un-wirklichen Insel verschleppt worden bist.“

Frau Hermine hielt angstvoll den Atem an. — Würde Joachim wieder so heftig aufbrausen, wie das erstemal, als sie diese Frage gestellt hatte? Kein Wort sollte je über seine Lippen kommen, was er gelitten, ver- schwor er ihr



Leutnant z. See d. Res. Radewitz. (Mit

über und seitdem hatte sie diesen Punkt nie wieder zu
erwogen. Heute blieb er still. Seine Augen sahen über
den Weg, hinaus in den stimmenden Sonnenglast, der auf den
blenden Baumkronen und frischen Sprossen des Strauchwerks
sein teilnahmsloser Blick gewann dabei allmählich Leben.

würfen und Stodschlägen verfolgt, wie sie uns — selbst junge
Französinen waren darunter — angespien, wenn wir um einen
Schluck Wasser gebeten. „Das ist genug für euch, ihr deutschen
Hunde! Alle sollt ihr verrecken, ihr und eure Brut zuhause!“ —
So sprachen Frauenlippen, Hermine — graut dir nicht? — Oder



Zu Grabe getragen. Von Heinrich Hofmann. Mit Genehmigung von F. C. Wachsuth in Leipzig.

„Was du weißt, Hermine,“ erwiderte er endlich in leise ver-
stimmtem Ton, „ist das Wesentliche. Du solltest auch gar nicht
mehr zu erfahren. Oder soll ich dir erzählen, wie die
Verdöllerung auf unserm Transport durch Frankreich
deiner Keeresluste ihren Haß an uns Wehrlosen geküßt? Wie
sie und meine Kameraden mit Beschimpfungen, Stein-

muß ich dir noch erzählen, wie sie uns eingesperrt auf dem Damp-
fer, in ein Loch, nicht viel größer wie ein Heringsfaß und mit
ebenso üblem Geruch? Meine Wunden waren erst einmal, und
nur oberflächlich verbunden worden. Sie brannten wie höllisches
Feuer. Ich verlangte den Schiffsarzt zu sehen. Hohnlachen ant-
wortete mir. „Für euch ist er nicht da.“ Ich rasste im Fieber.

Meine Kameraden mußten mich binden, denn ich wollte mir den Kopf eintrennen an den Holzbalken. Ich verging fast vor Durst. Den Krug Wasser, den wir zweimal am Tage erhielten, trank ich mit einem Zug leer und lechzte nach mehr. — Wie Warenballen wurden wir schließlich verladen, auf einer Insel, die wie ein öder Fels aus dem Meere ragte. Bewußtlos fast wurde ich in das Paradenlager geschleppt und auf ein Bund Heu geworfen, das modrig, wie Seetang roch und mir Abseits erregte. Ich fror zu Eis in der Nacht, und verdorrte nahezu vor Hitze am Tage unter dem Wellblechdach. Meine Wunden wurden nun zwar neu verbunden und der Arzt ging etwas menschlicher dabei mit mir um, aber er konnte den Brand nicht mehr aufhalten, der schon in meinem vergifteten Blut gärte und tobte. Er nahm mir den linken Arm ab und ließ mich laufen, nachdem er mühsam verheilt. Ich mußte arbeiten. Wasser schleppen, Unrat fortzuschaffen, oder was ich sonst mit einem Arm noch leisten konnte. Das mörderische Klima zehrte an meinem Mark, die Verzweiflung krallte sich in mein Herz und mein Hirn. Drei meiner Kameraden hatte ich schon zu Grabe tragen sehen. Ohne Hoffnung, ohne Nachricht von der Heimat verstrich ein Monat nach dem andern. Infolge der vielen Anstrengungen brachen die Wunden an meinem rechten Arm wieder auf. Ich bat, beschwor den Arzt, ihn mir zu erhalten. Er zuckte die Achseln. Mein Blut sei zu schlecht, da ließe sich weiter nichts tun, als abwarten. Nun, der Erfolg seiner Methode stellte sich bald ein. Du siehst ihn, Hermine. — Gern hätte ich dir den Anblick des amlosen Krüppels erspart. Ja, ich hielt es für einen Wink des Schicksals, daß meine Papiere irrtümlich auf einen ähnlichen Namen ausgestellt wurden. Ich wollte verschollen bleiben, wollte mich irgendwo in der Einsamkeit verkriechen, mit meinem Leid und meinem Haß. — Daß ich dir nun zur Last fallen muß, das verdreht mich das Bein. . .

Hermine war bei den letzten Worten aufgesprungen, nun kniete sie, in tiefster Seele erschüttert, vor dem gebrochenen Mann und umschlang ihn mit ihren Armen.

„Verzeih mir, o, verzeih mir, Joachim — daß ich all das wieder aufgewühlt durch meine Frage, was du vergessen wolltest und vergessen sollst.“ Die Tränen rannen Frau Hermine über die Wangen.

Da lief auch ein Jude über die abgekehrten Züge des Mannes. Ein Stöhnen drang aus seiner Brust.

„Hermine — oh, nicht so — nicht so . . . deine Güte — dein Mitleid — ich verdiene es nicht. Als du krank und elend warst — ließ ich dich allein — ging selbstsüchtig meinem Vergnügen nach — und du — du lohnst es mir statt mit gleichem mit Rücksicht und Treue. . .“

Hermine verschloß den anklagenden Mund mit einem langen, innigen Kuß.

„Joachim, ich bat dich schon einmal: laß Vergangenes begraben sein — willst du meine Bitte heute erfüllen? . . .“

„Ja, Hermine — liebes, geliebtes Weib. . .“ Erst Joachim Döhler senkte sein Haupt und lehnte die Stirn auf die Schulter seiner jungen Frau. Frau Hermine lächelte glücklich unter dieser Last.

Ein paar Tage später sah man Frau Hermine Döhler zum erstenmal neben ihrem Mann durch die Straßen Dornbergs schreiten. Und noch am selben Abend gingen zwei Briefe nach Konstanz an Schwester Ingeborg ab.

Den einen hatte Maria Barten geschrieben. Sehr ausführlich erzählte sie darin von dem Besuch des Döhlerschen Ehepaares im Lazarett, von dem Wunder, das fast über Nacht mit Joachim Döhler vor sich gegangen, von dem Wechsel in seinem ganzen Wesen, seinem Ausdruck, seinem Wohlbefinden, und berichtete dann von der Begegnung des Rittmeisters Hertel mit dem jungen Paar. Und schloß dann:

„Während Frau Hermine nach der ersten Begrüßung in meiner Begleitung unsere Verwundeten besuchte und sie durch Frühlingsblumen erfreute, haben die beiden Männer eine alte, fast vergessene Jugendbekanntschaft wieder aufgespürt und sogar auch gleich neu befestigt. Das heißt, Herr Hertel hat Ernst Joachim Döhler gebeten, die Stelle eines künstlerischen Beirats in seiner Eisengießerei anzunehmen. Er verfolgt damit einen schon lange gehegten Plan und hat ihn, auch vor uns, später noch einmal kurz vorgelegt. — Das Eisen — so führte Herr Hertel aus — sei zwar ein spröder Stoff, aber daß man mit ihm auch künstlerische Wirkungen erzielen könne, das bewiesen ja doch die Eisernen Kreuze, die Ringe und Ketten, diese Symbole unserer heutigen Zeit. Es sei ein Feld für Künstler, das lange brach gelegen, aber sicher Früchte tragen würde, wenn sich Bildhauer fänden, die ihm ihre Kräfte liehen und es neu bebauten. Für einen schöpferischen Geist eröffneten sich da viele neue Quellen, und darum hätte er Joachim Döhler gebeten, ihm bei der Ausführung seines Vorhabens zur Seite zu stehen. Hände zur Ausarbeitung der Entwürfe würden sich dann schon finden, er brauche nur Ernst Joachim's Kopf und Geist. — Von uns drei Zuhörern

war Herr Döhler wohl der begeistertste und Frau Hermine dankbarste. Sie konnte ihre Tränen nicht ganz verbergen. Rittmeister Hertel küßte ihr ehrfürchtig die Hand. — Sie also wirklich recht behalten, liebe Schwester Ingeborg — sich noch alles zum besten gewendet! . . .“

Frau Hermine's Schreiben war nur kurz und in Eile verfaßt, aber aus jedem ihrer Worte sprach Freude und Sie gab erst die Tatsachen in einigen knappen Worten

fügte zum Schluß dann hinzu:

„Joachim ist glücklich und körperlich und geistig wie seitdem er weiß, daß er eine Tätigkeit vor sich hat, die mit künstlerischen Neigungen Hand in Hand geht und seiner Befriedigung geben wird. Und ich — ach, Schwester Ingeborg — ich bin glücklich mit ihm — so glücklich, wie ich es nie für möglich gehalten habe. Heute zum erstenmal — verzeihen auch Ihren lieben Gruß, der mich damals so verzweifelt und wiederhole ihn dankbewegten Herzens. Ja, nun geht mit einem „Glückauf!“ dem neuen Leben entgegen. . .“

Der Rettungsball.

Skizze von Paul Blis.

Seit acht Tagen ging bei dem Geheimen Kanzleirat alles drunter und drüber. Das Unterste wurde gekehrt, und alle Tage war Groß-Reinmachen, es war ein Scheitern, Fegen und Bürsten, daß jedem die Lust verging zu bleiben. Nur Frau Malwine, die Seele des Ganzen, hielt aus, denn sie wollte durchsehen, was sie sich einmal vorgenommen hatte: anfangs Februar sollte der Hausball stattfinden.

Mit heimlichem Entsetzen sah Herr Wolter dem Treiben der geschäftigen Frau zu.

Warum mußten wir denn überhaupt die Gesellschaft?

Frau Malwine war ganz außer sich. „Mann, Mann, es geschieht doch nur unserer Leonie halber!“ rief sie erregt. „Du mußt doch zugeben, daß der junge Hellbaum eine Partie für unser Kind ist!“

„Und du glaubst, daß die Kommerzienrätin damit zufrieden sein wird?“

„Sie ist von Jugend auf meine Freundin, und ich tue, was kannst du mir glauben, lieber Karl!“

„Und unser Kind? Was sagt Leonie dazu?“

„Sie ist eine gehorsame Tochter und weiß, daß ihre Mutter ihr Bestes will.“

Papa Wolter schwieg. — Am Tage der Gesellschaft sah seine Tochter noch einmal heimlich bei der Hand und fragte ob sie sich denn für den jungen Kommerzienratsohn interessierte.

Und Leonie, unter holdem Erröten, antwortete: „Ach, ja, Herrchen, der junge Hellbaum ist ja ganz nett, und er ist doch sehr aufmerksam zu mir.“

„Hm, ja,“ meinte der Vater, „möchtest du ihn denn Mann haben?“

Da wurde Leonie von neuem rot und zögernd. „Daran, Papachen, habe ich wirklich noch nicht gedacht.“

„Aber du bist jetzt dreißig, mein Kind, und du meinst gestern —“ er sprach nicht weiter.

Denn Leonie entgegnete schnell: „Ich weiß ja, Papa, die Mama mit mir vorhat, und wenn auch du meinst, daß der junge Hellbaum heiraten soll, dann wird es ja wohl zu seinen Besten sein, und dann will ich es ja auch gern tun —“ und sank sie ihrem Vater an die Brust.

Nun wurde er aufmerksam. Er hob ihren Kopf, über ihr weiches Blondhaar und sagte mit sanfter Stimme: „Also, dem Zwang nur fügst du dich, Leonie? Du liebst ihn?“

Da antwortete sie schnell unter Tränen: „Nein, Papa, ihn gar nicht“, und verbarg ihr Gesichtchen an seiner Brust.

„Nun, mein Kind, dann soll dich auch niemand zu einer Zwangheirat zwingen.“ — Plötzlich war er energisch geworden. Zu seinem Kinde hatte ihm den Mut dazu gegeben; jetzt trat er als Vater auf, das fühlte er.

Um sieben Uhr kamen die Lohndiener; um acht Uhr begann das Essen.

Frau Malwine, bereits in eleganter Kleidung, lief erregt her, aller Orten fand ihr prüfendes Auge zu bessern und bald darauf erschien auch Leonie. Sie war ganz ohne jeden Schmuck, nur ein paar La France-Rosen um am Gürtel.

Eine halbe Stunde später waren alle Geladenen erschienen und nun ergab es sich, daß die Räumlichkeiten, trotz aller nur entbehrlichen Möbel fortgeschafft hatte, viel waren; der Herr Kanzleirat lächelte nur dazu, die Frau war nahezu fassungslos darüber.

Kommerzienrätin Hellbaum, eine corpulente Dame in glänzender Kleidung, flüsterte ihrem Sohn manche leise Bosheit über den Stolz dieser Bureau-menschen, die immer höher aufschwollen, als ihre Verhältnisse es ihnen gestatteten, und sagte: „Nimm, mein Sohn, ein geschniegelter Mensch, lächelte blasfirt dazu, aber, daß die Tochter doch ein „süßer Käser“ sei.“

Die Kommerzienrätin stand fern in einer Fensternische und plauderte mit dem jungen Ingenieur, einem Jugendfreund, den sie seit einem Jahr nicht gesehen hatte. Er war ein flotter, junger Kerl mit einem Schnurrbart und blühend braunen Augen, aus denen Kraft und Freude sprach. Er hatte sein Staatsexamen bestanden und eben erst seine Anstellung bekommen, nun blieb er in der Hauptstadt und wollte sich einen Hausstand begründen. Papa Wolter die beiden jungen Leute so in eifriger Unterredung sehen sah, kam ihm urplötzlich ein genialer Gedanke. Er ging ins Speisezimmer und wechselte zwei Tischarten um, so daß der alte Herr nicht der junge Hellbaum Leones Tisch war, sondern Fritz Werling, der junge Ingenieur. Nun war der alte Herr jubelt vor Freude darüber.

Als der Tanz begann, küßte der junge Ingenieur die Tanzpartnerin, meinte er lächelnd; freudig nicht Leontie ihm zu. Einmal umher ging er mit dem wiedergefundenen Jugendfreund, und es war ihm, als ob er zu ihr sprach, als ob all das Vängervergessene aus seinen Tagen der goldenen Liebeszeit wieder neu vor ihr aufstehe, und sie hörte nichts von all den kritizierenden und medienhässlichen Worten, die man sich rings in der Gesellschaft zuflüsterte, nur immer mit ihm, den sie wieder hatte, auf den sie gewartet all die lange Zeit hindurch.

Um zwölf Uhr ging die Kommerzienrätin mit ihrem Sohn. Sie erzählten sich, daß es ganz reizend gewesen sei, aber eine kleine Malwine fühlte die Ironie deutlich heraus; kühl ging von einander, und die gekrühte Hausfrau fühlte es deutlich, damit es mit der Freundschaft zu Ende sei.

Um zwei Uhr verabschiedeten sich die andern Gäste, und zuletzt der junge Ingenieur. Als er aber sich empfahl, lachten ihm freudetrunkenen Augen Leones nach, und Papa Wolter reichte ihm derb und herzlich die Hand und sagte liebevoll: „Ihr baldiges Wiedersehen, nicht wahr?“

Die Kommerzienrätin sah Frau Malwine und weinte still in sich hinein: „daß es so kommen mußte!“

Die Kommerzienrätin sah nur sein, Mütterchen,“ tröstete sie der Gatte, „es ist ganz schön, daß es so gekommen ist, denn glaub' mir, dies war unser letzter Abschied, noch einmal machen wir so etwas nicht!“

Die Kommerzienrätin sah die Frau Malwine seufzte nur dazu. Leontie aber umhalsie den Vater und jubelte: „Ach, ich bin ihm doch glücklich, Papachen!“

Die Kommerzienrätin sah da lachte er und rief: „Also war's ja auch dein Rettungs- mein liebes Kind!“

Karsfreitag.

Der Karsfreitag, als Gedächtnistag des Todes Jesu, ist ein stiller, der stillen Trauer geweihter Tag. Jeder seiner verschiedenen Namen kennzeichnet seine tief schmerzliche Bedeutung. Er heißt auch „Blut“, „Kreuz“, „Leiden“, „Martertag“. Der Freitag nennt man ihn, da er alle geräuschvollen Verheerungen, sowie lärmende Verlagsarbeiten ausschließt. Seine einfachste Benennung, „Karsfreitag“ stammt aus dem Alt-„Chara“ — Trauer.

Die all bedeutungsvollen Tage, ist auch dieser von einer düsteren, aber gläubigen Umgehung, davon heute noch verschiedenes Zeugnis und Mund des Volkes fortlebt, verknüpft mit mancherlei Sitten und Gebräuchen. So reichen am Karsfreitage in einigen Gegenden Mitteldeutschlands junge Burken ihren Auserkorenen, mit bunten Bändern geschmückten Stöcken Bregeln, deren Genuß vor Fieber schützen soll. Zugleich liegt das Verbot in dieser Darreichung. Schmückt sich das Mädchen mit den Bändern, welche möglichst lang und fein müssen, so hat der glückliche Spender das für eine Belohnung zu nehmen. Ignoriert aber die Schöne das Liebes-Verbot, so ist ihm damit ein Korb erteilt.

Die Nacht zum Karsfreitage wird zu Sympathien und dergl. benutzt. Auch soll sich aus einem um diese Zeit ins Leben geschlagenen Ei die Zukunft ergeben lassen.

Die Witwen, die am Karsfreitage geschritten, meint man, können Schätze aus der Erde hervorlocken zu können. So schreibt der Volksglaube diesem Tage noch mancherlei zu, an Guten, aber auch im Bösen, denn hegen und böse

Geister sollen in der Luft schweben zu Tod und Verderben derer, die sich nicht durch frommen Glauben zu schützen wissen.

Aus dem Kranze poetischer Sagen, von denen der Karsfreitag umwoben ist, hat sich auch manche bis auf den heutigen Tag erhalten. Eigenartig mutet es an, wie sinnig man Pflanzen und Tiere mit dem Leiden und Sterben des Heilands in Verbindung gebracht und ihre Namen und Eigenart davon hergeleitet hat.

So erklärt es sich, weshalb die Trauerweide ihr langes, weiches Geäst so tief zur Erde beugt — ein Zeichen der wohl berechtigten Trauer! Wurden ihr doch auf Pilatus Befehl die Rippen zur Geißelung des Herrn entnommen. — Von der Eibe geht die Sage, daß sie allein ungerührt und unbeweglich stand bei dem schrecklichen Anblick der Kreuzigung, während durch die andern Bäume alle ein Zittern und Zagen ging. Darob sprach Gott einen Fluch, der nach dem Dichter also lautete:

„Zitter, wo im Erdkreise
Künftig du entkeimst dem Staub!
Jedes Blatt soll zittern leise,
Bis es wird des Herbstwinds Raub.
Und in allen Tagen,
Soll man hören jagen
Dir zur Strafe sprichwortweise:
„Zittere wie Eibenlaub!“

Aber den Baum, aus dessen Holz das Kreuz gemacht, gehen die Sagen auseinander. Hier soll es die Tanne sein, die dafür ewig grünt, dort die Zypresse, die darum in dunkler Gewandung trauert, oder die Palme, welche sich weit ausstreckt im Zeichen des Kreuzes. — In enger Verbindung mit der Leidensgeschichte steht der Dornstrauch, aus dessen Zweigen die Dornenkrone verwunden wurde. Die roten Punkte auf den dornigen Ranken gollen vom Blute des Herrn herrühren.

Die Passionsblume deutet schon durch ihren Namen auf das Leiden Christi. Sie weist deutlich in blutroter Zeichnung Nägel und Hammer auf, welche aus den in ihren Kelch gesloffenen Blutstropfen entstanden, da sie unter dem Kreuze blühte.

Unter unsern gefiederten Sängern bringt die Sage zwei mit dem Kreuzestode des Herrn in Zusammenhang.

Das kleine muntere Rotkehlchen flog auf das Kreuz und versuchte mitleidvoll dem Gekreuzigten die spitzen Dornen mit dem Schnabel aus der Stirne zu zern, während das Blut aus dem wunden Haupte ihm Brust und Kehle färbte. Diese rote Farbe ist ihm geblieben und es führt seitdem seinen Namen.

Ähnlich beschäftigt sich die Sage mit dem Kreuzschnabel. Dieses Vögelchen bemühte sich, dem Gekreuzigten die starren Nägel aus den Händen zu ziehen und verbog dabei seinen zarten Schnabel. Wenngleich sein Bemühen vergeblich war, so wurde es doch für sein Mitgefühl belohnt.

„Und der Heiland sprach in Milde:
Sei gesegnet für und für!
Trag als Zeichen dieser Stunde
Ewig Blut und Kreuzeszier.“

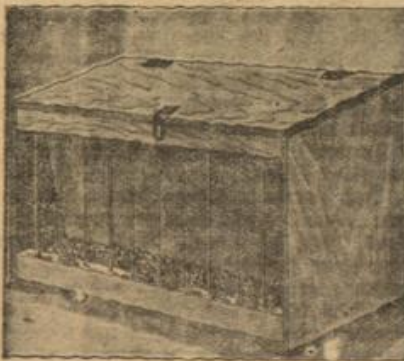
So befielt sein ganzes Geschlecht als Ehrenschild das prachtvolle, blutgerötete Gefieder und den kreuzweis übereinander gebogenen Schnabel.

Marie Polchau.

Fürs Haus

Selbsttätiger Futterkasten für Hühner.

Um sich einen Futterkasten für Hühner anfertigen zu können, gebraucht man einen Kasten von 50 Zentimeter Höhe, 40 Zentimeter Breite und 30 Zentimeter Tiefe. Die Vorder- und Rückseite sind durch Stäbe abgeteilt,



Durchschnitt des Futterkastens.

damit die Hühner nicht in den Futterkasten treten können. In der Mitte befinden sich zwei schräggehende Bretter, welche unten nicht abschließen dürfen. Es muß ein Spalt von 4 Zentimeter bleiben, damit die Körner herausfallen können. Dieser Futterkasten nimmt das Futter auf und gibt es nach Bedarf ab. Aus dem Durchschnitt des Futterkastens ersieht man dessen Zusammenstellung.

